

Ein Dichter wie Blitz und Donner

Von Jan-Christoph Hauschild

Wollen wir der Publikumszeitschrift „Bücher“ Glauben schenken? Dann wäre Heinrich Heine der derzeit wichtigste, weil im *World Wide Web* meistgenannte deutschsprachige Autor: Im Ranking liegt er vor Schiller und Karl May; der große Goethe kommt nur auf Platz 8. Ob nun vor, neben oder nach Goethe: Heines heutiger Ruhm kommt nicht von ungefähr. In der internationalen Öffentlichkeit ist er es, der als renommierte literarische Autorität gern zitiert wird. Politiker und Publizisten in aller Welt sehen in ihm das Musterbeispiel eines europäischen Intellektuellen, der einen bestechend scharfen Blick auf die vieldimensionale Zeitgeschichte geworfen und mit pointierten Formulierungen Brücken gebaut hat zwischen Menschen und Kulturen. Mehr als 100 Jahre vor Heinrich Böll und Thomas Mann, 50 Jahre vor Emile Zola, gelang es Heine, literarische Autorität in politisch-publizistische Einmischung umzumünzen. Er konnte eben beides, blitzen und donnern.

Dieser vielseitige, ja vielgestaltige Künstler repräsentiert wie vielleicht kein anderer Schönheit und Wahrheit, Kunst und Courage, künstlerische Autonomie und gesellschaftliches Engagement, Romantik und Revolution, Phantasie und forschende Neugier auf das Fremde; und zwar gleichzeitig, alles in einem. Manchem ist das zu viel, er hätte es gerne einseitiger, nicht dieses Angebot an Rollen, mit dem Heine dem Publikum entgegentritt, als Künstler, als Tribun, als Apostel, als Hassender und Liebender. Aber die eine Seite seines Wesens ist nun mal ohne all die anderen nicht zu haben. Heine lieben heißt auch, die auseinanderstrebenden Identitätsfacetten zu akzeptieren; den Widerspruch auszuhalten, den er verkörpert.

Als Lyriker wollte er sich vor keinen Karren spannen lassen, weder vor den des Kaufmanns noch den des Politikers. Was ihn bekanntlich nicht davon abhielt, gelegentlich zeitkritische Verse zu verfassen. Seine Dichtung war oft politisch, aber ein politischer Dichter war er nicht. Als Lyriker verlangte Heine künstlerische Autonomie; eindeutige, mitreißende politische Parolen findet man bei ihm kaum. Immer wieder hat er sein Recht auf zweckfreies Spiel eingefordert, am nachdrücklichsten vielleicht im Versepos „Atta Troll“:

„Traum der Sommernacht! Phantastisch
Zwecklos ist mein Lied. Ja, zwecklos
Wie die Liebe, wie das Leben,
Wie der Schöpfer sammt der Schöpfung!

Nur der eignen Lust gehorchend,
Galoppirend oder fliegend,
Tummelt sich im Fabelreiche
Mein geliebter Pegasus.

Ist kein nützlich tugendhafter
Karrengaul des Bürgerthums,
Noch ein Schlachtpferd der Partheywuth,
Das pathetisch stampft und wiehert!“

Heines elitär-sensibles Künstlernaturell sträubte sich gegen jede persönlich nahe Berührung mit dem Volk. Doch im gleichen Atemzug erklärte er die Teilnahme am politischen und sozialen Kampf für dessen „Emanzipazion“ zum Leitmotiv seines Lebens und Wirkens. Einerseits beharrte er bis zuletzt darauf, daß er ein Auserwählter sei, ein Gott, mindestens aber ein Halbgott, „der sich auf die Erde verirrt habe“, wie ein Freund überliefert. Und andererseits war dieser Halbgott Heine die dichterische Stimme der namenlosen schlesischen Weber und ihrer Familien, der irrgewordenen Emigranten des Pariser Exils, der deutschen Armutsflüchtlinge vor Le Havre, der afrikanischen Opfer des Sklavenhandels, der politischen Häftlinge in deutschen Gefängnissen, der „dreyfach elenden“ Juden im Israelitischen Hospital, der toten Helden auf den Schlachtfeldern der Revolution von 1848/49.

Zu Unrecht galt Heine früher in weiten Kreisen als „Vaterlandsverächter“. Er war ein großer Patriot. Freilich nicht im Sinne eines bornierten und aggressiven nationalen Egoismus, sondern im Sinne eines modernen Verfassungspatriotismus. Zwei Jahre vor seinem Tod verlieh er sich den Titel eines „Kämpen der Revoluzion und ihrer demokratischen Prinzipien“ – ein Fingerzeig, der uns ins Jahr 1789 führt. Damals hatte die französische Nationalversammlung die natürlichen und unantastbaren

Rechte des Menschen formuliert und verkündet: Das Recht auf Freiheit, das Recht auf Eigentum, das Recht auf Sicherheit und das Recht auf Widerstand gegen Unterdrückung. Religions- und Meinungsfreiheit und das Prinzip der Volkssouveränität erhielten besonderes Gewicht. Für Heine waren dies „die zehn Gebote des neuen Weltglaubens“, und wir dürfen ihn daher mit Fug und Recht einen Parteigänger der Menschenrechte nennen. Heine hoffte auf die Zukunft – daß er sie noch erleben würde, glaubte er nicht.

Die derzeitige Beliebtheit von „Harry Heine“, wie man ihn neuerdings gern kumpelhaft nennt, hat sicher auch damit zu tun, daß er als erster deutschsprachiger Schriftsteller kämpferische Ernsthaftigkeit und spielerischen Witz in einer Person vereinigt. Uns ist das eine geläufige Erfahrung, denn unsere Kulturlandschaft ist geprägt vom Neben- und Ineinander von Höherem und Niederem. Vorbei die Zeiten, als ein Vorwurf gegen Heine noch lauten konnte, er habe seinen Lesern „Alles [...] mundgerecht“ gemacht“ (Heinrich von Treitschke, 1889). Und wir haben auch keinen Respekt mehr vor Schriftstellern, die ihr Publikum – und sei es auf noch so seriöse Weise – langweilen. Weil wir nämlich nicht dem Irrtum erliegen, daß Esprit sich in schlechten Stil kleiden muß.

Heine strahlt und leuchtet. Mittlerweile gibt es so viele Bücher, Medienbeiträge, Ausstellungen, Kolloquien und sonstige Feierlichkeiten rund um seine Person, daß man den Dichter sogar in einem Abwehrreflex für hinreichend erforscht, erklärt und „erledigt“ halten möchte. Das wäre freilich das schlimmste, was einem Schriftsteller passieren kann. Daß Wirkung nicht Erfolg bedeuten muß, ist eine Binsenweisheit; daß Erfolg Wirkung zudecken und sogar ausschließen kann, eine vielgemachte Erfahrung. Doch zum Glück macht Heine selbst es uns schwer, ihn in die fernen Sphären der Unangreifbarkeit zu entrücken. Gleich zu Beginn seiner Karriere hat er sein Publikum in Liebhaber und Verächter gespalten, und bis heute ist das so, das hält ihn frisch und lebendig. Heines Wirkung gründet auf Zustimmung und Ablehnung, das macht sie dauerhafter als jede Vollkonserve.

Druck: Bayernkurier, 57. Jg., Nr. 6, 11. Februar 2006, S. 18